

Jörg M. Pönnighaus

Drei Frauenleben

oder

Schicksale zwischen Verzicht und Selbstbestimmung

ATHENA-Verlag

Inhalt

Herbstzeitlos

9

Lautlos floss mein Leben dahin

71

Hand in Hand

103

Herbstzeitlos

Tot lag die Frau, tot lag sie im Schnee,
steif gefroren im Nachthemd bloß,
so lag die Frau vor verschlossener Tür,
von Schwestern entdeckt, die zur Frühschicht kamen.

1

Selbstverständlich gab es eine Untersuchung seitens der Staatsanwaltschaft, wieso die Frau Kürschner erfroren war, wie das passieren konnte. Gleich vor der Tür für das Personal. Diese Tür konnte jeder von innen öffnen – so musste die Frau hinaus gelangt sein – doch von außen brauchte es einen Schlüssel oder einen Code. Wieso war nicht aufgefallen, dass die Frau das Haus verlassen hatte? Es war doch bekannt, dass die Frau dement war! Die Videokamera, die den Ausgang überwachte, war defekt. Das war gemeldet worden, vor Monaten schon. Irgendwie hatte sich niemand um die Reparatur gekümmert. Nicht der Hausmeister und nicht der IT-Beauftragte. Und wieso hatte das Heim kein Alarmprogramm, das anzeigte, wenn ein Bewohner mehr als eine halbe Stunde auf keinem Bildschirm identifiziert worden war? Bei seiner Größe war das Heim doch verpflichtet, ein solches Programm installiert zu haben. Nur die Nasszellen waren noch ohne Videoüberwachung. Wieso hatte die Nachtschwester nicht bemerkt, dass das Bett der Frau leer war? Und nicht bemerkt, dass die Frau über den Gang gelaufen war? Es war alles überaus unbefriedigend und der Heimleiter musste schließlich zurücktreten, denn er konnte nicht erklären, wieso er sich nie um die nötige Software für die gesetzlich geforderte Überwachung gekümmert hatte. Sicher, die Frau

war dement und die Angehörigen, eine Schwester, ein Schwager, zwei Nichten und eine Stieftochter schienen nicht sonderlich betrübt zu sein, dass die Frau tot war. Der finanzielle Schaden hätte immens sein können, wäre jemand erfroren, dessen Angehörige Schadenersatz gefordert hätten. Auch so war die Geschichte keine Werbung für das Heim, das sich Seniorenresidenz nannte und wegen seines gehobenen Standards überdurchschnittliche Preise auswies.

Dabei war das Heim im Konkurrenzkampf der besseren Pflegeheime gut aufgestellt. Die Gebäude waren modern eingerichtet, es gab sogar ein kleines Schwimmbad und auf jeder der vier Etagen einen Speisesaal. Der Park war weitläufig mit geteerten Wegen und vielen Blumenbeeten, um die sich zwei Gärtner kümmerten. Ein kleiner Garten der Stille und ein Labyrinth aus Buchsbäumen vervollständigten die Anlage. Im Sommer gingen die meisten Bewohner mit ihren Besuchern in dem Park spazieren. Der Zaun war angenehm hinter Hecken verborgen und weil alle Wege im Kreis führten, erschien der Park größer zu sein, als er es tatsächlich war. Auf der Straße, die an dem Heim vorüberführte, waren nur 30 km/h erlaubt. Selbstverständlich ging nie einer der Bewohner auf die Straße, denn das Tor war immer verschlossen. Alle Lieferanten mussten einen Code eingeben, um das Tor zu öffnen und dann zum Lieferanteneingang fahren. Außerdem lag das Tor gerade gegenüber des Haupteinganges, wo tagsüber ein Pförtner Dienst tat. Für das Personal gab es einen Parkplatz und einen separaten Eingang. Durch eben den war die Frau hinausgegangen, während es schneite. Fast dreißig Zentimeter Schnee waren gefallen in dieser Nacht. War die Frau vorsätzlich hinausgegangen? Aber das konnte nicht sein, schließlich war sie dement.

Ich habe mir vorgenommen meine Erinnerungen aufzuschreiben. Es wird mir einfach Freude machen, mein Leben noch einmal Revue passieren zu lassen, denke ich. Vielleicht werde ich dabei Zusammenhänge sehen, die mir bisher entgangen sind. Vielleicht einen roten Faden sehen. In die Seile, in das Tauwerk der Britischen Marine, wurden einst rote Fäden gewebt, um diese Seile – wenn sie zum Beispiel gestohlen worden waren – immer als Eigentum Seiner Majestät erkennen zu können. Daher die Redewendung vom Roten Faden, habe ich mal gelesen.

Vor Jahren, kurz nachdem ich in dieses Altersheim eingezogen bin, also kurz nach dem Tod meines Mannes, habe ich schon einmal versucht, mein Leben zu erzählen. Doch damals hörte ich nach wenigen Seiten wieder auf, mir fehlten wohl das wirkliche Bedürfnis und die Zeit, die Ruhe.

Die Zeit und die Ruhe will ich mir jetzt verschaffen, indem ich mich dement stelle, habe ich mir überlegt. Dann brauche ich nicht mehr an all den Aktivitäten teilzunehmen, die für uns vorgesehen sind in dieser »Seniorenresidenz« und werde Muße haben zum Sinnen und zum Schreiben. Ich freue mich darauf.

Aber es wird ein Wettlauf werden mit meiner Vergesslichkeit und vielleicht auch der Demenz – wenn meine Vergesslichkeit schon ein Vorbote von Demenz ist.

Seit gut einem Jahr schon bin ich vergesslich. Ich erkannte plötzlich Stimmen am Telefon nicht mehr, erinnerte mich nicht, was ich am Vortag gemacht hatte, wenn ich unvermittelt gefragt wurde.

Da begann eine schreckliche Angst in mir zu wuchern, ich könnte dement und ein Pflegefall werden, hilflos im Bett liegen und gewaschen werden müssen. Doch inzwischen werde ich mir beizeiten zu helfen wissen, wenn es so weit kommt. Ein Freund, den

ich nicht näher benennen will – denn das könnte ihm, vermute ich, Ärger bereiten, wenn ein Böswilliger diese Aufzeichnungen liest – hat mir die nötigen Schlaftabletten besorgt. Seitdem kann ich wieder in Frieden leben, liege abends nicht mehr voller Sorgen wach. Ich schaue jeden Tag nach, wo ich die Tabletten versteckt habe. Das darf ich nicht vergessen. Ungemein beruhigend ist es, diese Tabletten zu haben.

Mein Mann und ich waren vor gut zehn Jahren in das Betreute Wohnen eingezogen, das zu diesem Pflegeheim gehört. Die betreuten Wohnungen liegen in zwei Gebäuden außerhalb des eingezäunten Parks. Dort konnten wir uns noch ganz ungehindert bewegen, hatten ja unser kleines Auto, mit dem wir einkaufen fuhren und kleine Ausflüge unternahmen, wenn wir wollten. Ich benutzte es auch dafür, um einmal im Monat zu meiner alten Freundin zu fahren, mit der ich mich über die Jahre ein wenig angefreundet hatte.

Leider wollte mein Mann fast nie mehr fort und so reduzierten sich unsere Fahrten mehr und mehr darauf, einmal in der Woche zusammen einen Supermarkt auf der anderen Seite der Stadt zu besuchen, wo es alles gab, was wir noch brauchten. Mein Mann wollte nur noch lesen, Goethe vor allem. Er wollte verstehen, was es mit dem Tod auf sich hatte, der unausweichlich näher kam. Was hatte jemand wie Goethe dazu gedacht?

Meine Lieblingslektüre waren Märchenbücher, von denen ich eine große Sammlung habe: Von den schönsten Märchen Japans bis zu den Märchen und Erzählungen der Suaheli. Märchen schienen mir die Weisheit aller Zeiten widerzuspiegeln – wenn Weisheit das richtige Wort ist. In den letzten Jahren habe ich versucht, Märchen in Balladen umzuformen, aber so recht gelungen ist mir das nie.

Trotzdem hier ein Beispiel auch für meinen Glauben, dass alles Glück im Leben abgemessen ist:

Eisentors Glück (nach einem japanischen Märchen)

Es lebte einst vor langen Jahren
ein armes Ehepaar in Yanbaru
im kargen Norden Okinawas.
Sie bestellten ihren kleinen Acker,

doch so sehr sie sich auch mühten,
so spät ihre Lämpchen auch glühten,
nicht einmal bescheid'nen Wohlstand
sahen sie auch nur vom Rand.

Doch fand man die beiden nie klagend.
Stets ging der Mann am frühen Abend
noch Brennholz zu sammeln im Wald,
das legte er achtsam gebündelt dann bald

an einen bestimmten sich'ren Ort,
es in der Frühe zum Hafen zu schaffen.
Doch morgens fand der Mann dort
immer wieder nur noch ein Bündel.

Nur genug noch, um für den einen Tag
Essen zu kaufen. Schließlich wollte der Mann
doch wissen, wer ihm das Brennholz stahl
und er sagte zu seiner Frau: »Es kann

doch so nicht weitergehen. Versteck mich
in einem meiner Bündel, damit ich sehe,
wer mein Brennholz hinweg trägt über Nacht.«
Lange wartet der Mann vergeblich,

bis endlich ein Haken herab sich senkt
und ihn in seinem Bündel erfasst.
Ihn hinaufzieht. Immer weiter, lange hängt
er zwischen Himmel und ferner Erde.

Wartet, dass er irgendwann abgelegt werde.
Schließlich, während sich der Mann noch befreit,
kommt ein Gott vorüber, der ist nicht grob,
nur erstaunt: »Was willst denn du bei mir«,
fragt er den Mann, »im hohen Himmel hier«.
Furchtlos antwortet der dem Gott:
»So viel Brennholz, das ich sammle,
wird mir genommen; da wollt ich sehen,
wer es mir Nacht für Nacht entwendet.«
»Ja«, sagt der Gott, »jedem Menschen
ist abgemessen, wie viel Glück
und Reichtum ihm im Leben beschieden.
Sieh selbst, was dir bestimmt ...«
Und er führt den Mann zu einem hohen,
breiten Regal mit Behältern allerlei Art.
Manche nur einen Fingerhut groß.
Der Gott weist auf einen der kleinsten Behälter.
»Dies dein kleiner Tiegel, dein Schüsselchen.«

3

Ich habe eine gute Ehe geführt – obwohl es gar keine war. Ich hatte meinen Mann aufgrund einer Zeitungsannonce kennengelernt. Ich war damals Mitte dreißig. Ein Mann suchte dringend nach dem Verlust seiner geliebten Frau eine neue Beziehung. Er hatte eine 16-jährige Tochter, die aber schon ihre eigenen Wege ging. Dringend war es vor allem, weil er sich Sorgen machte, die schöne große Wohnung zu verlieren, wenn er zu lange alleine bleiben und das Geld nicht mehr reichen würde.

Lautlos floss mein Leben dahin

1

Ich heiße Christine Steinhäuser. Steinhäuser ist ein häufiger Name im Vogtland. Ich wohne in Hundsgrün – wo ich auch geboren bin. Hundsgrün liegt auf halber Strecke zwischen Oelsnitz und Bad Elster und Bad Brambach. Ein guter Bekannter von mir – er wohnt in Plauen – hat mich schon mehrmals aufgefordert, mein Leben aufzuschreiben. Und da ich viel Zeit habe, seit ich wegen meiner Oberschenkelhalsfraktur nicht mehr wandern kann, will ich nun meine Erinnerungen, die meisten jedenfalls, nach und nach zu Papier bringen. Er findet mein Leben ungewöhnlich, ich denke, es war eher belanglos wie jedes oder fast jedes Leben. Wenn ich gestorben bin, wird sich außer meinem Bruder niemand mehr an mich erinnern, ist mein Leben verweht. Und spannend war es auch nicht, jedenfalls nicht nachdem ich meinen Mann kennengelernt hatte. Da floss es liebevoll, aber lautlos dahin.

Meinen Bekannten habe ich vor ein paar Jahren während eines Konzertes in Bad Elster kennen gelernt, er ist fünfzig Jahre jünger als ich. Wir saßen zufällig nebeneinander und kamen in der Pause ins Gespräch. Er sagte, er würde mich gerne einmal besuchen, und ich habe ihm meine Adresse gegeben. Ich dachte nicht, dass er kommen würde. Doch er kam. Beim zweiten oder dritten Besuch habe ich ihn gefragt, was er eigentlich von mir, einer alten Frau, wolle.

»Ich würde gerne verstehen, wie die Generation vor mir gedacht und empfunden hat. Meine Eltern habe ich nicht rechtzeitig gefragt. Und wenn ich versucht habe, meinen Vater zu fragen – nur ein oder zwei Mal, muss ich zugeben – hat er nicht geantwortet.

Oder gesagt, ich sei aber neugierig. Nun versuche ich das nachzuholen«, sagte mein Bekannter, »Ich hätte gerne gewusst, ob mein Vater zufrieden war mit seinem Leben, aber zu der Frage bin ich nie gekommen ... Als ich einmal wissen wollte, ob er Angst habe vor dem Sterben, meinte er nur, er hoffe, er werde gerne sterben, wenn es soweit sei.«

Da habe ich meinem Bekannten halt von mir erzählt, fast mein ganzes Leben, bruchstückweise, so wie es sich in unseren Gesprächen ergab. Es hat ihn wohl fasziniert, dass ich als Zweitfrau glücklich sein konnte, glücklich war. Mein Leben lang.

Ich weiß übrigens nur wenig über meinen Bekannten. Von sich aus hat er sich kaum geäußert und ich habe ihn selten nach seinem Leben gefragt. Wenn man alt wird, interessiert man sich einfach nicht mehr für Neues, interessiert sich einfach nicht mehr für das Leben anderer. Man hat genug an seinen eigenen Erinnerungen – wenn es glückliche Erinnerungen sind.

Gleich vorausschicken will ich, dass ich nichts bereue, keinen Tag und keine Stunde meines Lebens.

Nur einmal vor Jahren, vor zwölf Jahren, habe ich es eine Weile bedauert, in mein Heimatdorf, Hundsgrün, zurückgezogen zu sein. Aber mein Mann wollte das so und sein Wort war für mich das Evangelium.

Mein Mann war zehn Jahre älter als ich, 1920 geboren. Ein gutes Jahr bevor er starb, mietete er diese Wohnung für mich.

Ja, ich war seine Zweitfrau, aber das hat mich nie gestört. Als ich ihn kennenlernte, war seine jüngste Tochter erst zwei Jahre alt und seiner drei Kinder wegen wollte er sich nicht scheiden lassen. Später haben wir nie wieder darüber geredet.

Ich war Krankenschwester.

Ich hatte schon mehrere Monate auf der Inneren Abteilung des Heilig-Geist-Krankenhauses in Frankfurt – in Frankfurt am Main – gearbeitet, als er mir im Stationszimmer über den Weg lief. »Wer war denn das«, fragte ich meine Kolleginnen hinterher. »Das war der neue Oberarzt«, sagten die, »aber lass deine Augen von ihm, der ist schon verheiratet!«

Doch es war schon zu spät. Als ich ihn sah, wusste ich, er oder niemand wird mein Mann. Es war einfach Liebe auf den ersten Blick. Bei ihm wohl auch.

Er wollte, dass ich in mein Heimatdorf zurückzog, damit ich im Alter, nach seinem Tod, nicht alleine bin in Frankfurt. Doch anfangs fühlte ich mich hier sehr verlassen. Sicher, das Leben hier war mir vertraut, aber trotzdem. In Frankfurt waren wir ein Freundeskreis von vielleicht zehn oder zwölf Paaren und ich vermisste sie. Außerdem fehlten mir die Konzerte und die Oper, das Kulturleben in Frankfurt eben. Inzwischen sind alle bis auf zwei Freundinnen gestorben und es ist gut, dass ich nach Hundsgrün gezogen bin. Hier wohnt mein zehn Jahre jüngerer Bruder mit seiner Familie. Er hat zwei Kinder, der Junge ist Klempner, die Tochter arbeitet in einer Kurklinik in Bad Elster. Mein Bruder, Gernot, ist sehr zurückhaltend, zeigt nie Gefühle, aber wenn ich Hilfe brauche, ist er immer für mich da. Und Hilfe brauche ich jetzt öfter, seit ich kein Auto mehr habe. Das musste ich meiner Augen wegen aufgeben.

Meine Wohnung hier im ersten Stock ist letztlich doch nicht so schön, wie ich zuerst gedacht hatte. Vor allem fehlt mir ein Keller und somit ein Abstellraum. Außerdem werde ich im Sommer auf dem Balkon sehr von Fliegen belästigt, denn gegenüber hat jemand seine Hasenställe. Dagegen kann ich nichts sagen, Hundsgrün ist halt ein Dorf. Es gibt auch keinen Fahrstuhl, das wird irgendwann ein Problem werden. Noch kann ich immerhin die

Treppe hinunter und über die Straße humpeln, wenn der Bäcker kommt. Der Besitzer des Hauses hat im Erdgeschoss ein kleines Lampengeschäft, er ist Elektriker.

Früher bin ich oft in der Umgebung wandern gegangen, doch seit meinem Sturz vor zwei Jahren und meiner Oberschenkelhalsfraktur kann ich mich außerhalb meiner Wohnung nur noch mit einer Gehhilfe bewegen. Ohne sie fühle ich mich einfach zu unsicher. Zuvor bin ich mit meinem Bruder oft in die Pilze gegangen im Herbst. Wir kannten uns beide aus mit Pilzen. Die Schwingtür eines Cafés hat mich zu Fall gebracht und ich wusste sofort, dass ich mir etwas gebrochen hatte.

Ich habe meinen Mann bis zu seinem letzten Tag geliebt. Es war eine stille, selbstverständliche Liebe, es gab nie Zweifel und sie musste sich auch nicht wie bei anderen in Freundschaft verwandeln. Es war und blieb Liebe. Am Ende litt mein Mann an Leukämie und Prostatakrebs, er starb in einem Hospiz. An Wochentagen habe ich ihn besucht, an Wochenenden suchten ihn seine drei Töchter auf, die hatten während der Woche keine Zeit. Als ich an einem Freitag zum letzten Mal an seinem Bett saß, war er noch guter Dinge, obwohl er natürlich wusste, wie es um ihn stand. Ich glaube, er ahnte sogar, dass wir uns nicht wiedersehen würden, denn er bedankte sich noch einmal bei mir für all die schönen Jahre. Sein Leben sei gut gewesen, sagte er, es habe ihm viel Freude bereitet.

Am folgenden Montagmorgen rief mich eine seiner Töchter in der Frühe an, dass er am Abend verstorben sei. Als sie am Sonntagabend vom Hospiz zurück zu ihrer Wohnung gefahren sei, habe sie die Kirchenglocken lange läuten hören und gedacht, ob sie wohl für ihn läuteten. Und kaum sei sie zu Hause gewesen, habe eine Schwester vom Hospiz angerufen, dass ihr Vater verstorben sei.

Hundsgrün ist ein Waldhufendorf wie so viele Dörfer hier im Vogtland. Entlang einer Straße in loser Folge Bauernhöfe, Vierseitenhöfe, dahinter ein Streifen zugehöriger Felder und am Ende der Felder noch Wald. Hundsgrün mag vielleicht 400 Einwohner haben. Vor ein paar Jahren war die 650 Jahr Feier, vor 650 Jahren waren Dorf und Kirche erstmals in irgendeiner Urkunde erwähnt worden. Vermutlich bestand das Dorf damals schon ein paar Jahrzehnte. Fränkische Siedler hatten es gegründet – wie alle Dörfer in dieser Gegend, die mit -grün enden. Die Dorfnamen, die mit -itz enden, sollen slawische Siedlungen gewesen sein. Es gibt aber auch einige wenige Dörfer, die mit beiden Endungen schließen wie Wernitzgrün!

Auch meine Eltern hatten einen Bauernhof. Er war kleiner als die meisten Höfe im Dorf und mein Großvater ist nebenbei Schuster gewesen. Im Innenhof war das Plumpsklo. Im Winter leerte mein Vater die Grube und verteilte den Inhalt auf die Felder – möglichst wenn Schneefall in der Luft lag. Wir hatten unsere eigene Pumpe, einmal in der Woche wurde in einer Zinkwanne gebadet, wie das damals so üblich war. Dafür wurde, zumindest im Winter, das Wasser auf dem Ofen in der Küche heiß gemacht. Das Wasser war arg eisenhaltig, aber selbstverständlich tranken wir es trotzdem. Heute gibt es, seit fast fünfzig Jahren, fließend Wasser im Dorf. Die Kanalisation kam erst vor gut zwanzig Jahren. Nach der Wende.

Meine Mutter stammte aus Obermarxgrün. Sie hat meinen Vater wohl beim Tanz kennengelernt. Wir hatten zwei Kühe und ein Pferd, als ich Kind war. Das Pferd, der Max, war ein unglaublich liebes Pferd. Ja, und als mein Vater es für den Krieg abgeben musste, hat er geweint. Es war das einzige Mal in meinem Leben, dass ich ihn habe weinen sehen. Er bekam ein altes klappriges, dürres

Pferd dafür, aber mit dem konnte er sich in der kurzen Zeit, die er danach noch zu Hause war, wohl nicht anfreunden. Er ist dann gefallen, irgendwo in Russland. Dabei war er gar nicht direkt an der Front, weil er sich um die Pferde kümmern musste. Er wird von Partisanen erschossen worden sein. So wurde es meiner Mutter vom Wehrmachtspfarrer geschrieben. Ein paar Wochen vor seinem Tod war mein Vater noch für vierzehn Tage im Urlaub. Da hat er aber die ganze Zeit nur geschuftet. Mein Bruder meint, sich an den letzten Urlaub unseres Vaters erinnern zu können, dabei war er noch keine drei Jahre alt damals. Als die Nachricht gekommen war, hat mein Großvater mich von der Schule abgeholt. »Du hast nun keinen Vater mehr«, hat er zu mir auf dem Nachhauseweg gesagt, »aber ich werde mich um dich kümmern. Solange ich kann und auch danach.« Ich konnte lange nicht weinen, auch nicht bei der Trauerfeier.

Ich war ein mickriges Kind. Immer wieder hatte ich irgendeine Kinderkrankheit. »Sie hat schon wieder die Frieseln«, sagte der Hausarzt nur, wenn er einmal mehr gerufen wurde. Meine Cousins und Cousinen waren dagegen stramme Kinder, die ich wegen ihrer strahlenden Gesundheit oft beneidete. Sie konnten rumtoben, während ich im Bett liegen musste. Aber mein Vater und mein Großvater hatten mich trotzdem sehr lieb. Ich konnte ja nichts dafür, dass ich so anfällig war. Die beiden umsorgten und umhegten mich, vielleicht auch weil sie dachten, ich würde die einzige bleiben. Mein Bruder, Gernot, kam ja erst 10 Jahre später, als schon Krieg war. Wenn ich mitspielen konnte, spielten wir meist am Dorfbach, am Osterbach, unterhalb von Hundsgrün. Oder wir gingen bis hinunter zur Weißen Elster, zur Windischmühle, wo der Osterbach in die Weiße Elster mündet. Warum unser Dorfbach Osterbach heißt, weiß ich nicht. Die Windischmühle hieß nach ihrem Besitzer so. Ja, mein Vater und mein Großvater

hatten mich sehr lieb und ich fühlte mich immer vollkommen behütet als Kind.

Später ging ich dann in Hundsgrün in die Dorfschule wie alle anderen Kinder auch. Gegen Ende des Krieges gab es nur noch eine Lehrerin, die Lehrer waren alle eingezogen worden. So furchtbar viel gelernt habe ich also nicht. Im Zusammensein mit Studierenden, Freunden meines Mannes, fühlte ich mich darum immer ein wenig unwohl, denn meine Allgemeinbildung tendierte eher gegen Null. Wir wurden damals noch geschlagen in der Schule, zumindest die Jungen, die ja oft ein wenig aufsässig waren. Mein Mann hatte gemeint, wenn ich nach seinem Tod nach Hundsgrün zurückzöge, wären da ja auch noch Klassenkameradinnen, mit denen ich Kontakt pflegen könne. Aber das war ein Irrtum, von meinen Klassenkameradinnen wohnt nur noch eine hier im Dorf und die mag ich nicht besonders, habe sie nie gemocht. Wir grüßen uns, wenn wir uns sehen, aber mehr nicht.

Wie alle war ich im BDM (dem Bund Deutscher Mädchen), na ja, zunächst in der Kinderschar und dann bei den Jungmädels. Unsere Leiterin beim BDM, die Gudrun, war ein wunderhübsches Mädchen. Sie wohnte in Oelsnitz. Ich mochte sie sehr. Sie war Ringführerin und hatte eine weiße Schnur. Einmal hatten wir eine Freizeit mit ihr in Triebel. Da haben wir Theater gespielt und gesungen. Das war schön. Die Gudrun hat sich mit ihrer Familie das Leben genommen. 45. Die haben einfach nicht verstehen können, dass sie sich geirrt hatten. Unsere Scharführerin war die Lucie, sie trug eine grüne Schnur. Sie war aus Hundsgrün. Ich habe sie später in Frankfurt wieder getroffen. Als Jungmädels trugen wir einen schwarzen Rock, eine weiße Bluse, ein schwarzes Halstuch und einen Lederknoten. Und ein Berchtesgadener Jäckchen. Die Uniform beim BDM war genauso, nur statt des Jäckchens trugen wir eine braune Kletterjacke.

Hand in Hand

Einleitung

Mein Leben nähert sich schnell seinem Ende. Die Ödeme in meinen Beinen wollen auch über Nacht nicht mehr verschwinden – trotz Wassertabletten. Mein Herz will nicht mehr. Ich weiß, wovon ich rede, schließlich habe ich als medizinische Sekretärin gearbeitet.

Weil nun das Ende absehbar ist, würde ich mein Leben gerne einmal so erzählen, wie es wirklich war, ungeschönt. Oder wie ich denke, dass es war, wie es für mich war. Vielleicht, um mir auf die Weise verzeihen oder manches begreifen, vielleicht auch erklären zu können?

Nur, wem soll ich mein Leben erzählen, wem »beichten«? Meine Kinder sollen diese Geschichte meines Lebens nicht lesen, ich möchte nicht an dem Bild kratzen, das sie von mir haben. Freunde habe ich keine, hatte ich nie, nur gute Bekannte, vor allem Arbeitskolleginnen. Wem soll ich also schreiben? Ich brauche ein Gegenüber.

Und da ist mir gestern endlich die Frau Martin als Gesprächspartnerin eingefallen. Frau Dr. Martin ist meine Hautärztin, seit über zwanzig Jahren betreut sie mich wegen meines Lichen ruber planus der Hände. Einmal im Quartal gehe ich zu ihr. Heilen kann sie den Lichen natürlich nicht, das kann niemand, aber sie bemüht sich doch sehr, den Juckreiz zu lindern, der von Zeit zu Zeit wahrlich unerträglich ist. Immer wieder kratze ich mir meine Hände blutig ...

Frau Martin hat mir oft geraten, das Rauchen aufzugeben. Rauchen sei zwar nicht die Ursache eines Lichen planus, aber er würde durch Rauchen verschlimmert. Aber ich konnte einfach nicht mit dem Rauchen aufhören.

Sie hat immer ein paar Minuten Zeit für mich, fragt nach meinen Sorgen und Nöten. Das tut gut. Zwei Mal hat Frau Martin mir erzählt, dass sie gerne ein paar Geschichten und Schicksale aus ihrer Praxis aufschreiben würde – wenn sie irgendwann einmal Zeit haben werde. Und ich denke, diese meine Geschichte könnte ihr dienen. Eines Tages. So will ich meine Geschichte nun so erzählen, als säße Frau Martin mir gegenüber.

Frau Martin deutete auch mehrmals an, dass psychische Faktoren beim Lichen planus eine Rolle spielen. Dazu musste ich schweigen. Aber wenn sie eines Tages diese Geschichte liest, wird sie sich bestätigt fühlen, denn mein Lichen begann, nachdem meine große Liebe gestorben war.

1

Ich bin 1930 geboren, wie Sie wissen. Meine Schulzeit hätte 1945 aufgehört, aber Lebensmittelkarten bekamen nur die, die halfen, die Trümmer aufzuräumen und Ziegelsteine zu klopfen oder die, die noch zur Schule gingen. Meine Mutter hat sich darum gekümmert, dass ich weiter zur Schule ging und die Mittlere Reife erreichte. Nebenbei habe ich eine Ausbildung zur Sekretärin gemacht.

Als ich mit der Mittleren Reife und der Ausbildung fertig war, habe ich durch Zufall eine Anstellung in der Hautklinik bekommen. Eine Freundin meiner Mutter hatte ihr erzählt, dass sie dort jemanden suchten. Ich wurde sofort genommen, als sie bei einem Vorstellungsgespräch sahen, wie gut ich Schreibmaschine schrei-

ben konnte und dass ich sogar Stenographie beherrschte. Die Hautklinik war damals in der Herbartsschule in der Südvorstadt untergebracht. Als Sekretärin musste ich für die Arbeit Worte lernen, die ich bis dahin nie gehört hatte, und da es keine Bücher gab, habe ich sie wie Vokabeln gelernt und mir Vokabelhefte zugelegt.

Neunzig Prozent der Patienten in der Hautklinik arbeiteten für die Wismut. Ich musste als Sekretärin bei den Patienten mit Geschlechtskrankheiten auch die I-Quelle erfragen. Diese Patienten mit Lues und GO waren im ersten Stock von der Schule untergebracht, die Männer separat von den Frauen. Zwischen den beiden Abteilungen hatten sie eine Holzwand eingebaut mit einer Tür, für die ich den Schlüssel hatte, denn sie durften sich ja nicht gegenseitig besuchen. Ich hatte ein dickes Bündel mit Schlüsseln zur ersten Etage und eben auch für die Zwischentür zwischen den beiden Abteilungen. Wenn ich mit jemandem den Fragebogen ausfüllen musste, habe ich ihn oder sie in mein Zimmer heruntergeholt und musste sie später wieder hochbringen und wegschließen. Es war wie in einem Gefängnis. So war das von den Russen angeordnet worden. Die Lues- und die Gonorrhoeerkrankten lagen lange bei uns, sechs Wochen oder so. Ihnen ging es dreckig unter der Behandlung. Das haben Sie, Frau Martin, aus eigener Anschauung ja nicht mehr erlebt, denn als Sie Hautärztin wurden, gab es schon Penicillin! Die Luespatienten wurden damals mit Salvarsan i. v. behandelt und immer wieder musste Blut entnommen werden für einen Test, ich weiß noch, Chediak Test hieß der. Und die GO Patienten bekamen erst eine Fieberspritze i. m., Turmalin oder Turbolin oder so ähnlich hieß das Medikament und, ja, danach wohl ein Sulfonamid. Ich weiß nicht mehr, wie viele Patienten jeweils in der Hautklinik lagen.

Wir konnten von der Lokalisation des Primäraffektes her selbstverständlich sehen, ob jemand homosexuell war. Das war strafbar.

Die wurden dann abgeholt und eingesperrt aber für wie lange, was mit ihnen gemacht wurde, das weiß ich nicht. Vier oder fünf haben sich aufgehängt, bevor sie abgeholt wurden. Ich erinnere mich noch, wie einer sehr geheult hat vor mir im Zimmer und dann hat er sich aufgehängt. Das ging mir schon nahe, denn ich hatte es ja aufgeschrieben, dass er homosexuell war. Ursprünglich hatten es selbstverständlich die Ärzte aufgeschrieben. Aber trotzdem ... Der Mann ging mir irgendwie sehr nahe.

Die meisten Patienten mit Geschlechtskrankheiten konnten nur sagen, dass die I-Quelle ›Mausi‹ hieß, woher sollten sie auch mehr wissen.

Hin und wieder haben die Russen Razzien in der Stadt gemacht, da mussten dann alle, die sie in einer Kneipe vorgefunden haben, auf einem Lastwagen mit zur Untersuchung in unser Ambulatorium. Es gab ja viele Kneipen. Zu essen gab es nicht genug, aber Wodka gab es reichlich oder was sich so Wodka nannte. Es war ja einfach jeder froh, dass der Krieg vorbei war.

Im Winter musste ich jeden Morgen ein Brikett mitbringen, um den Kanonenofen in dem kleinen Zimmer, das ich hatte, zu heizen. Ein schmaler Schrank stand in dem Zimmer, ein Schreibtisch mit Schreibmaschine und viele Regale mit Krankenakten. Und eben dieser Kanonenofen. Aber wenn der erst einmal brannte, dann war es schon recht gemütlich in meinem Zimmer.

Schon gleich zu Anfang meiner Anstellung lernte ich meinen späteren Verlobten, Dr. Kübler, kennen. Er war Schwabe, aber nach Plauen zur Facharztausbildung gekommen. 1915 geboren hatte er als Arzt den ganzen Krieg in Russland mitgemacht und kurz vor Schluss noch einen Kopfschuss bekommen. Unübersehbar ein tiefes Loch an seiner rechten Schläfe! In Chemnitz sollte ihm eine Platte eingesetzt werden, aber er hatte Angst gehabt, dass er davon eine Epilepsie bekommen könnte. Ihn plagten oft heftige Kopf-

schmerzen, besonders bei Wetterwechsel, und darum, um später keinen Nachtdienst machen zu müssen, wollte er Hautarzt werden.

Einmal wurde ich von der Kripo abgeholt und verhört, ob der Dr. Kübler, dessen Sekretärin ich sei, den ich ja kenne, ob der Morphinist sei, ob der sich manchmal Morphium spritze, ob ich das beobachtet hätte. Aber da habe ich gesagt, er hat halt manchmal Schmerzen und dann spritzt er sich was, bevor es zu schlimm wird, aber das muss doch nicht Morphium sein. Er hat sich auch nie Morphium gespritzt nur irgendwelche anderen Schmerzmittel. Jemand hatte ihn halt denunziert.

Ich musste ihm erst einmal richtiges Deutsch beibringen. Wenn er zu Patienten gesagt hat, schnaufen's mal ganz fescht, dann haben die nur dumm geguckt. Die Schwaben sagen halt schnaufen statt atmen und das musste ich ihm erst mal erklären. Zu mir hat er gesagt, ich hätte Kuhaugen. Als ich ihn daraufhin doch sehr verduzt angesehen habe, hat er mich gefragt, ob ich schon mal einer Kuh in die Augen geschaut und gesehen hätte, was für schöne Augen die hat. Das mit den Kuhaugen war halt ein Kompliment ...

Ach, Dr. Kübler war einfach mein Gott. Es war wundervoll ihn zu lieben. Drei Jahre Glück pur, auch wenn ich nicht oft bei ihm übernachten konnte. Wir haben immer davon geträumt, dass er mal eine Praxis im Erdgeschoß haben würde und wir unsere Wohnung im ersten Stock. Dass ich in der Praxis mitarbeiten würde und wir eine Hausangestellte für die Wohnung und die Kinder haben würden. So ist es dann ja auch gekommen – für ihn.

Mein Verlobter hat mir einen Hund geschenkt. Eine Patientin hatte von ihrem Mann eine Lues bekommen und sich daraufhin von ihm getrennt. Weil sie dann wieder arbeiten gehen musste und nicht wusste, wohin mit dem Hund, hat mein Verlobter ihn mir geschenkt. Ich hatte ihm erzählt, wie sehr ich Tiere mag.

Alle zwei drei Monate ging mein Verlobter in den Westen, nach Hof, vor allem um Lebensmittel zu holen. Einmal wurde er dabei auf dem Rückweg an der Grenze erwischt und nicht wieder rein gelassen. Die Grenzer sagten, er sei doch Westdeutscher, was er hier wolle. Ich hätte damals, 1951 war das, noch zu ihm in den Westen ziehen können. Aber ich war wie gelähmt, als ich die erste Nachricht von ihm aus dem Westen bekam. Vielleicht hing ich zu sehr an meinen Eltern, vor allem an meiner Mutter, und fand es deshalb unmöglich, sie alleine zu lassen. Ich war ihr einziges Kind. Außerdem hatte ich wohl Bedenken, ins katholische Schwaben zu ziehen. Und ein Sturkopf war mein Verlobter auch. Vielleicht lüge ich mir jetzt in die eigene Tasche, will mir einfach nicht eingestehen, dass es ein Fehler war zu bleiben. Gewiss wäre mein Leben anders verlaufen ...

Ich bin halt viel zu behütet aufgewachsen, musste sogar zu Fuß zur Schule gehen, denn meine Eltern hatten mir verboten Fahrrad zu fahren, weil ich ja so klein und etwas schwächlich war. Fahrradfahren wurde als zu gefährlich angesehen. Ich glaube, meine Eltern hätten mich am liebsten unter einer Käseglöcke gehalten.

2

Mein Verlobter und ich haben aber nie den Kontakt verloren. Zu Geburtstagen und zu Weihnachten haben wir uns geschrieben und er hat auch hin und wieder ein Päckchen geschickt. Ich weiß noch, am 9. November 1989, einen Tag nachdem die Grenze geöffnet worden war, bekam ich einen Anruf. Die Vermittlerin sagte, jemand aus Donaueschingen wolle mich sprechen. Da war er am Telefon und hat mich eingeladen, ihn zu besuchen. Seine Frau war damals schon gestorben. Aber ich habe geantwortet, das ginge nicht. Ich sei verheiratet, ich könne nicht alleine kommen. Ein

paar Tage später hat er uns eine liebe Einladung geschickt, mir und meinem Mann. Wir sind dann zu zweit hingefahren und hatten ein paar richtig schöne Tage bei ihm. Mit unserem Trabi sind wir hingefahren. Da wir kein Westgeld hatten, hat mein Mann zwei 20 l Kanister Benzin im Kofferraum mitgenommen. Als unser Trabi dann in Donaueschingen stand, haben dauernd Leute dagegen geklopft und gesagt, der ist ja wirklich nur aus Pappe! Ein Spießrutenlaufen war das damals noch.

Ein wenig seltsam war es schon, meinen Verlobten wiederzusehen, aber meine Liebe war verglimmt, er war nur noch ein guter alter Bekannte